

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mannigfaltige Erzaehlungen

Mannigfaltige Erzählungen.

Heldennuth eines franz. Welkes.

In Jassy, Hauptstadt der Moldau, hat sich am 23ten Februar 1813 ein trauriger Vorfall ereignet, dessen Erzählung einen bewunderungswürdigen Zug weiblichen Heldennuths offenbart, und der zugleich den türkischen Nationalcharakter und die Gerechtigkeitspflege in der Türkei an den Tag stellt.

Seit vier bis fünf Monaten hielt sich zu Jassy ein Franzose von vieler Bildung, unter dem wahrscheinlich angenommenen Namen Chambonneau auf, den Familienverhältnisse Frankreich zu verlassen haben sollen, und welchem einige Wochen nach seiner Ankunft, seine Gattin, eine Frau von Erziehung, nach Jassy folgte. Er hatte bisher noch kein förmliches Engagement in dem Hause eines Pajaren angenommen, in welchem sich sonst viele Franzosen als Sekretäre, Sprachlehrer und Gesellschafter befinden, sondern pflegte sich nur gelegentlich zu Geschäften brauchen zu lassen. Er bewohnte mit seiner Frau ein kleines Haus, dessen Hof an den Hof des sogenannten Welik, jenes beträchtlichen Gebäudes, flößt, welches gewöhnlich vom Basch-Beschlik-Naga, dem Vorseher der in jeder Stadt der Moldau zur Schlichtung der vorkommenden Streitigkeiten zwischen reisenden und handeltreibenden Türken angestellten türkischen Polizeibeamten, bewohnt wird, und gegenwärtig gewöhnlich türkischen aus Rußland zurückkommenden Kriegsgefangenen zur Wohnung dient. Seit längerer Zeit verunreinigten die im Welik, Offiziere und Gemeine durcheinander, wohnenden Türken den Hof des Franzosen auf die ungezogenste Weise, indem sie allen Unflath in Töpfen und Scherben über den hölzernen Zaun warfen, der beide Höfe scheidet. Der Franzose glaubte, da dieß bisher heimlich geschehen war, dem Unfuge ein Ende zu machen, wenn er persönlich Wache halten, und den ersten auf der That ertapten Türken nachdrücklich zurückweisen würde. Er gieng daher mit Tagesanbruch in seinen Hof, und sah bald einen Türken aus dem Hofe des

Welik auf den Zaun steigen, um wieder Unflath herüber zu werfen. Er rief ihm zu es zu unterlassen; aber der Türke, der ihn ohnehin nicht verstand, lachte ihm ins Gesicht, und warf doch. Hierüber erzürnt, gieng der Franzose mit einem in der Hand habenden Stocke auf den Türken los; aber dieser spie ihm ins Gesicht, sprang über den Zaun, und rief noch mehrere Türken herbei. Sogleich stiegen ihrer viele über den Zaun, andere liefen zum Thore des Welik hinaus und zu dem des daranstößenden, vom Franzosen bewohnten Hause hinein; alle fielen über diesen her, schlugen ihn jämmerlich, und versetzten ihm mit ihren Messern eine Menge Wunden. Das Geräusch veranlaßte die Frau des Franzosen, aus ihrem Wohnzimmer herauszukommen, und sie erblickte mit Entsetzen ihren Mann zur Erde geworfen, mit Blut bedeckt, und einen Haufen Türken noch immer damit beschäftigt, ihn zu mißhandeln. Entschlossen tritt sie zurück, ergreift eine Doppelflinte, und stellt sich vor den Haufen. Sie bittet, sie steht sie droht. Umsonst, die Barbaren verstehen sie nicht, und lachen nur. Sie drückt los, aber zufälligerweise hatte sie von den zwei Doppelflinten ihres Mannes die ungeladene ergriffen, und das Abdrücken bleibt ohne Wirkung. Bestürzt, aber nicht aus der Fassung gebracht, eilt sie in das Wohnzimmer zurück, nimmt die zweite Doppelflinte, überzeugt sich erst, ob beide Läufe richtig geladen sind, und kehrt dann schnell wieder auf den Hof zurück. Mittlerweile war ein Wimbascha (türkischer Oberster), der angesehenste unter den derzeitigen Bewohnern des Welik, gleichfalls herbeigekommen, und bemühte sich, die Türken auseinander zu bringen, indem er ihnen eine strenge Genugthuung versprach. Aber der Haufe trat noch immer den halb entseelten Franzosen mit Füßen, und von Zeit zu Zeit wurden die Messerstücke fortgesetzt. In diesem Augenblicke war es, wo die Gattin des Mißhandelten zum zweitenmale vor dem Haufen erschien, und ihre Witten und Drohungen wiederholte. Ohne sich weiter um die Folgen zu bekümmern, und

nur von dem Drange befeelt, ihrem Manne zu Hilfe zu kommen, drückt sie mit zagender Hand beide schon gespannte Schösser ab, (siehe die nachstehende Abbildung,) und verwundet drei Türken: zwei Gemeine in die Schultern und Hälse mit Hagel, der Ladung des einen Laufs; und den Dimbascha mit zwei Vorhugeln, der Ladung des andern Laufs, in die Hüfte. Dieser stürzt zusammen. Auf sein Jammergeschrei werfen sich plötzlich acht bis zehn seiner barbarischen Gesellen auf die heldenmüthige Frau, reißen ihre Kleider in Strüden, stürzen sie zu Boden, und verletzen ihr dreihunddreißig Dolchstiche, aber glücklicherweise keinen einzigen tödtlichen. Die Wunden waren alle an den Armen und Beinen, besonders war die linke Hand durch und durch gestochen. Die Rache der Türken war jedoch durch diese gräßliche Mißhandlung beider Eheleute noch nicht befriedigt; sie glaubten der Dimbascha sey tödtlich verwundet, und wollten daher auch beide Christen, jedoch durch die Hand des Henkers, sterben lassen. Sie schleppten also den halbtohten Mann, und die Frau, welche ihre Entschlossenheit und Besonnenheit nicht verloren hatte, in das Gebäude Belik, wohin auch der Dimbascha getragen wurde, und bereiteten alles vor, um beiden ohne Prozedur die Köpfe abzuschlagen. Schon hatten sie Sand herbeigebracht, und in der Mitte des Zimmers einen Hügel aufgeschüttet, auf den erst die Frau und dann der Mann hinknien sollten, den Todesstreich zu empfangen. Schon war der breiteste und schärfste Säbel gewählt, um als Richtschwert zu dienen; schon war der Türke bestimmt, welcher die Rolle des Henkers übernehmen sollte, und schon hatte sich dieser entkleidet und aufgeschürzt um sein Amt zu verrichten. Noch zwei Minuten später, und es war um das Leben der liebenden Eheleute gethan; sie wären als wahre Opfer der Barbarei geschlachtet gewesen, welche sich der Türke ohne Vorwurf unter den Christen holen darf, und die türkische Regierung würde ohne Zweifel diese Selbstgenugthuung, die sich der Dimbascha nahm, noch gebilligt haben. Allein mittlerweile war ein starker Auslauf von Menschen entstanden; es war dem französischen Konsul Hrn. Fournet, von der Mißhandlung, Verwundung und Fortschleppung der beiden Eheleute in den Belik Nachricht gegeben worden; dieser war zum regierenden Fürsten Kallina

chi geeilt, welcher schleunig einige Bojaren zu dem auch aus russischer Kriegsgefangenschaft gekommenen und noch in Jassy befindlichen Rachmid Pascha, unter dessen Befehlen sich die übrigen Türken befanden, schickte, und gegen die Zusicherung, daß die Christen auf der Stelle verhöört und den Türken Genugthuung verschafft werden sollte, erwirkte, daß Rachmid Pascha den Dimbascha befehlen ließ, mit der Hinrichtung einzuhalten, und die zwei Gefangenen an die mitgekommene Leibwache des Fürsten auszuliefern. Dieses geschah endlich, obwohl nicht ohne Murren von Seiten der Türken, welche sich wunderten, daß man wegen zwei Christen hundert so viel Umstände mache, und laut um die Köpfe dieser Unglücklichen riefen. Die Gefangenen wurden in den Regierungspalast gebracht, und in Haufen Frömmen ihnen das Volk nach: der größte Theil der 5 bis 600 eben in Jassy anwesenden Kriegsgefangenen, um durch Lärmen und Drohungen das Opfer der Gefangenen zu ertrogen; der große und kleine griechische und moldauische Pöbel aber, welcher vor jedem gemeinen Türken zu kriechen und zu zittern gewohnt ist, um mit offenem Maale und gesenktem Haupte anzusehen, wie sich auch die Regierung sflavisch von der barbarischen Willkühr einiger Türken beherrschen lässe. Es wurde sogleich eine kleine Versammlung der Bojaren im Saale des Divans veranstaltet, und eine eigene Kommission zur Untersuchung der Thatfachen und zur Beurtheilung der angeblichen Verbrecher ernannt, deren Verhandlungen Rachmid Pascha bewohnte, und bei welcher der Bojar Nawrojeni die Stelle eines Sekretärs vertrat. Von dem Angriffe der Türken auf das Leben des Franzosen und seiner Frau war keine Rede, sondern nur die Ermordung des Dimbascha, den man für tödtlich verwundet hielt, war der Gegenstand der dieser Kommission zugewiesenen richterlichen Verhandlung. Der unglückliche Franzose, welcher, obgleich mit 72 großen und kleinen Wunden, worunter aber keine einzige tödtlich war, bedeckt, dennoch von andern unterstützt sich auf den Füßen zu halten vermochte, ward zuerst vorgeführt. Er wollte sprechen, konnte aber vor Schmerz und Ermüdung nicht eine Sylbe vordringen. Rachmid Pascha und der türkische Pöbel riefen: Seinen Kopf, sein Blut, sein Leben für des Dimbascha Leben! und der Ausspruch des Todesurtheils



sch
de
ch
sun
de
fe
br
M
zu
di
ju
ge
lic
ba
di

w
de
w
ge
be
re
ru

Z
gu
ob
n
de
fl
M
fo
ab
M
D
ja
B
w
ne
le
ru
n
fa
n
be
di
at
li
fo
w
re
fi

schwebte über seinem Haupte. Aber nun wurde seine heldenmüthige Gattin gebracht, welche ungeachtet ihrer 33 Wunden, aus welchen noch das Blut quoll, mit so viel Fassung, mit so viel Ordnung und Beredsamkeit den ganzen Verlauf der Begebenheit erzählte, sich allein als die Thäterin der einzigen Törfen, und darunter dem Vimbafcha beigebrachten Wunden ausgab, bewies, daß ihr Mann durchaus nichts gethan habe, als wozu ihn das strengste Recht der Selbstvertheidigung ermächtigte; daß sie allein aus Verzweiflung und Uebereilung von dem Schießgewehr Gebrauch gemacht habe, und daß folglich, wenn Jemand als Opfer für den Vimbafcha fallen mußte, es unmöglich ihr unschuldiger Mann, sondern nur sie selbst seyn könne.

Wer von den Zuhörern französisch verstand, ward zu Thränen gerührt, und mit Bewunderung der Seelenstärke der Frau erfüllt, welche, nachdem es ihr mißlungen war, das gefährdete Leben des Mannes durch einen heldenmüthigen Angriff auf seine Mörder zu retten, ihn wenigstens nun durch Aufopferung ihres eigenen Lebens erhalten wollte.

Nachmid Pascha erklärte, als man ihm den Inhalt ihrer und ihres Mannes Vertheidigung verdolmetscht hatte, es sey gleich viel, ob der Mann oder das Weib hingerichtet werde, wenn nur das Blut von Christenbunden zur Versöhnung der verwundeten Türken flöße; und wenn man, wie es scheine, den Mann durchaus unschuldig finden wolle, so folle es von dem Ausspruch des Vimbafcha abhängen, ob er sich mit dem Kopfe des Weibes allein begnüge. Es wurde also eine Deputation des Gerichtshofes, mit dem Borsaren Marrojeni als Dolmetscher, zu dem Vimbafcha geschickt, um ihm vorzutragen, was die Frau zur Vertheidigung ihres Mannes vorgebracht, und wie sie die Schuld allein auf sich genommen habe. Der Vimbafcha runzelte die Stirne, und da eben der Wundarzt mit der Untersuchung seiner Wunde beschäftigt war, so wollte er erst dessen Aeußerung vernehmen, und erfahren ob er zu leben Hoffnung habe. Der Wundarzt konnte die Lothkugeln zwar nicht finden, erklärte aber, daß er die Verwundung nicht für tödtlich halte, und daß die Kugeln sich wahrscheinlich in einigen Tagen senken würden, wo sie dann herausgenommen werden könnten. Hierauf blieb der Vimbafcha einige Sekunden im Nachdenken versunken, wendete

sich dann an die Deputation und an die im Zimmer anwesenden Türken, und hielt mit viel natürlicher Beredsamkeit eine kurze Rede, worin er erzählte, welche Gefahren er in Kriegen bestanden habe, und wie er immer unverletzt davon gekommen sey; welches Ungemach er während einer dreijährigen harten Gefangenschaft in Rußland zu erdulden gehabt, und wie doch sein Geist ungebeugt geblieben sey. Es könne ihn also nicht anders als kränken und erbittern, heute von einem Weibe, ja sogar von einer Christin, an den Rand des Grabes gebracht worden zu seyn. Indessen stehe im Koran geschrieben, eine schon begangene Dummheit könne durch eine zweite nicht besser gemacht werden: drum möge man der Frau und dem Manne das Leben schenken. Während indessen die Mitglieder der Deputation diese großmüthigen Gesinnungen gebührend lobten, erhoben die anwesenden Türken ein Zettersgeschrei und riefen, der Ausspruch sey ungerecht, die Christin müsse sterben. Aber der entschlossene Vimbafcha griff nach einer neben sich gelegten Pistole, und rief mit starker Stimme: „Still! wer es wagt, noch einen Laut des Widerspruchs hören zu lassen, fällt von meiner Hand.“ Da dieser Mann unter seinen Landsleuten in Ansehen steht, so erzeugte sein Befehl Stillschweigen, die Deputirten eilten in den Divan und zum Fürsten zurück, worauf dann, freilich nicht zum Vergnügen des Nachmid Pascha, die beiden unglücklichen, in ihrem Blute gebadeten Franzosen dem französischen Konsul übergeben wurden, wo sie sogleich alle erdenkliche Pflege erhielten, die auch guten Erfolg hatte. Weibe, der Mann und die Frau, waren bei Abgang dieser Nachricht außer Gefahr; aber die letztere wird die linke Hand nie brauchen können, deren Sehnen entzweigefchnitten sind. Seitdem ist Tassy zwar ruhig, aber man kann sich denken, mit welchem Jagen die Christen unter ihren 5 bis 600 Gästen herumwandeln, die jeden Augenblick bereit sind, ihnen ins Angesicht zu spucken, und dem, der dies übel nimmt, gleich den Hals abzuschneiden.

Das wohlbezahlte Gespenst.

Der sonst auf dem Lande so allgemein verbreitete Glauben an Gespenster fängt so ziemlich an in Israel zu erlöschen; dennoch gibt



es noch hie und da Welber, ja sogar Männer genug, die sich die zu tief eingewurzelte Gespensterfurcht nicht nehmen lassen, bei Nacht vor jedem Laut erschrecken, und bereit sind, einen schwarzen Kater, der ihnen mit funkelnden Augen unversehens anstößt, für eine maskirte Hexe oder gar für den leidhaftigen Teufel anzusehen. Darum will ich noch fortfahren, jedes Jahr einige Geschichtchen zu erzählen, woraus klar und deutlich erhellet, daß die Gespenster-Begebenheiten, so wunderbar und gräßlich sie auch manchmal zu seyn scheinen, wenn man sie mit kaltem Blute und hellem Kopfe untersuchte, noch immer als ganz natürliche Ereignisse besunden worden sind.

In einem gewissen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof, und von da durch den Acker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und dies ist ein altes Recht. Wenn nun die Ackerwege bei nasser Witterung schlüpfrig und ungangbar waren, ging man immer tiefer in den Acker hinein, und zertrat dem Eigenthümer die Saat, so daß bei anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Acker immer schmaler wurde, und das war kein Recht. Zum Theil wußte nun der beschädigte Mann sich wohl zu helfen. Er gab am Tage, wenn er sonst nichts zu thun hatte, fleißig acht, und wenn ein unverständiger Mensch diesen Weg kam, der lieber seine Schuhe als seines Nachbarns Gerstenfaat schonte, so lief er schnell hinzu und pfändete ihn, oder thats mit ein paar Ohrfeigen kurz ab. Bei Nacht aber, wo man noch am ersten einen guten Weg braucht und sucht, war's nur desto schlimmer, und die Dornenäste und kleinen Gräben, mit welchen er den Wandernden verständig machen wollte, wo der Weg sey, waren allemal in wenig Nächten niedergehauen, oder ebengereten, und Mancher thats vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem Manne etwas anderes zu statten. Es wurde auf einmal unsicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg ging. Bei trockenem Wetter und etwas hellen Nächten sah man oft ein langes weißes Gespenst über die Gräber wandeln. Wenn es regnete oder sehr finster war, hörte man im Weinhause bald ein ängstliches Stöhnen und Winseln, bald ein Klappern, als wenn alle Todtenköpfe und Todtengebrine darin lebendig werden wollten. Wer das hörte, sprang bebend wieder zur

nächsten Kirchhofthüre hinaus, und in kurzer Zeit sah man, sobald der Abend dämmerte, und die letzte Schwalbe aus der Luft verschwunden war, gewiß keinen Menschen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verständiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe sich an diesem Orte verspätete, und den nächsten Weg nach Hause doch über diesen verschrieenen Platz und über den Gerstenacker nahm. Denn ob ihm gleich seine Freunde die Gefahr vorstellten und lange abweyren, so sagte er doch am Ende: Wenn es ein Geist ist, geh' ich mit Gott als ein ehrlicher Mann den nächsten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim, habe nichts Böses gethan, und ein Geist, wenn es auch der schlimmste unter allen wäre, thut mir nichts. Ist's aber Fleisch und Bein, so habe ich zwei Käufte bei mir, die sind auch schon dabei gewesen. Er ging. Als er aber auf den Kirchhof kam, und kaum am zweiten Grab vorbei war, hörte er hinter sich ein klägliches Wehzen und Stöhnen, und als er zurückschaute, siehe, da erhob sich hinter ihm, wie aus einem Grabe herauf, eine lange weiße Gestalt. Der Mond schimmerte blaß über die Gräber. Todtenstille war rings umher, nur ein paar Fledermäuse flatterten vorüber. Da war dem guten Manne doch nicht wohl zu Muthe, wie er nachher selbst gestand, und er wäre gern wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Gespenst hätte vorbeigehen müssen. Was war nun zu thun? Langsam und stille ging er seines Weges zwischen den Gräbern und manchem schwarzen Todtenkreuz vorbei. Langsam und immer ächzend folgte zu seinem Entsetzen das Gespenst ihm nach bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung; aber es folgte ihm auch bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber so geht es gewöhnlich, kein Betrüger ist so schlau, er verräth sich. Denn sobald der verfolgte Ehrenmann das Gespenst auf dem Acker erblickte, dachte er bei sich: Ein rechtes Gespenst muß wie eine Schildwache auf seinem Posten bleiben, und ein Geist, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht auf's Ackerfeld. Daher bekam er auf einmal Muth, drehte sich schnell um, sagte die weiße Gestalt mit fester Hand (siehe die nebenstehende Vorstellung), und merkte bald, daß er unter einem Leintuche einen Burschen am Brusttuche haße, der noch nicht auf dem Kirchhof daheim

b in kurzer
dämmerte,
Lust ver-
schen mehr
erständiger
benachbar-
ätete, und
h über die-
en Gersten-
ne Freunde
abweyrten,
es ein Geist
cher Mann
au und zu
s Böses ge-
anch der
mit nichts.
abe ich zwei
chon dabei
den Kirch-
Grab vors
n klagliches
er zurück-
inter ihm,
ange weiße
aß über die
umher, nur
orüber. Da
ht wohl zu
nd, und er
wenn er
hätte vor-
zu thun?
Weges zwis-
schwarzen
immer äch-
as Gespenst
Kirchhofs,
er es folgte
naus, und

in Betrüger
sobald der
ast auf dem
: Ein rech-
bwache auf
Geist, der
nicht auf's
mal Muth,
weiße Ge-
benstehende
aß er unter
n Brustuch
hof dabeim



sey. Er fing daher an mit der andern Faust auf ihn loszutrommeln, bis er seinen Muth an ihm gekühlt hatte, und da er vor dem Leintuch selber nicht sah wo er hinschlug, so mußte das arme Gespenst die Schläge annehmen wie sie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigenthümer des Gerstenackers ein paar Wochen lang mit blauen und gelben Zierrathen im Gesichte herumging, und von dieser Stunde an kein Gespenst mehr auf dem Kirchhofe zu sehen war. Denn solche Leute, wie unser handfester Chronmann, das sind allein die rechten Geisterbanner, und es wäre zu wünschen, daß jeder andere Betrüger und Gaukelspieler eben so sein Recht und seinen Meister finden möchte.

Der wandernde Stuhl.

In einem Bremischen Handlungshaufe hielt sich vor einigen Jahren des Hauswirths Wetter, ein Candidat, auf. Aus Mangel an Raum mußte er ein Stübchen im Hintergebäude bewohnen. Dies war traurig für ihn, denn er hatte noch nicht alle Gespenstfurcht abgelegt, und sah wohl ein, daß das sehr verbaute Hinterhaus sich weit eher zum Wohnsitz von Geistern schicke, als das lichtvollere eigentliche Wohngebäude. Indessen, was war zu machen? Er mußte sich in sein Schicksal finden, und suchte jeden Abend durch einen lauten Stossseufzer vor dem Anfüge der schwarzen Nachrgespenster sich sicher zu stellen. Lange half auch dieses Mittel, bis es ihm endlich doch einmal den Dienst versagte.

Es war eine schöne, mondhele Sommernacht, als er spät aus einer Gesellschaft zurückkehrte, und nach zwölf Uhr noch wachend im Bette lag. Plötzlich fing ein vor seinem Bette stehender Stuhl an, von der Stelle zu gehen. Angst und Entsetzen ergreift ihn über dem Anblick der unnatürlichen Bewegung. Er zieht die Decke über den Kopf, hört aber noch immer das Schurren des spukenden Stuhls, faßt endlich ein Herz, und lauscht unter der Decke ein wenig hervor; aber bald jagt der noch immer tanzende Stuhl ihn in die Dunkelheit des vom Angstschweiß triefenden Bettes zurück. Endlich wird es stille; er kann indessen die ganze Nacht nicht

schlafen. Am nächsten Morgen erzählt er dem Hauswirth die Geschichte. Anstatt Theilnahme zu finden, wird er aber von diesem, der ein denkender Mann war, herzlich bemitleidet und tüchtig verlacht. „Bettler, sagte er, es spukt in ihrem Kopfe, nicht in meinem Hause.“

Nach einiger Zeit beginnt neuerdings der Stuhl seine übernatürlichen Wanderungen. Die Thür seines Schlafgemachs ist verschlossen, und er ist fest überzeugt, daß, außer ihm, Niemand im Zimmer seyn könne. Er steht und hört den unbegreiflichen Stuhlansatz, schwitzt auf's neue große Schweißtropfen und die Haare stehen ihm zu Berge. Lange vermag er es nicht, diesen Kampf mit sich selbst auszuhalten. Er entspringt endlich herzhast dem Bette, ergreift entschlossen — nicht den Stuhl — nur die Hofen, und entflieht glücklich und unergrißen dem lebendigen Holze. Aber auch nur wenig fehlte, er wäre die halbe Treppe hinabgestürzt. Er schlägt die Kärrtrommel; alles im Hause wird wach. Zwei von den Hausgenossen kehren mit ihm zurück, um die Sache zu untersuchen, und finden — alles in Ordnung, außer daß der Stuhl vom Bette, wo er hingesezt war, nach der Mitte des Zimmers gewandert ist.

Der Candidat bleibt ohne Trost sich selbst überlassen, und durchwacht den übrigen Theil der Nacht; weigert sich aber auch standhaft, fernhin auf dem verwünschten Stukzimmer zu schlafen. Indessen löste sich das Räthsel: Einer von den aufgeweckten Labendientern, der die läppische Furcht des Candidaten vor Gespenstern kannte, wollte sich das Verdienst um ihn erwerben, ihn von der Verächtlichkeit und Thorheit dieser Furcht zu überzeugen; und versuchte zu dem Ende folgende Pferdetur mit dem Schwachen:

Er bohrte an der einen Seite des Zimmers ein Loch in die Fußdecke, zog einen Bindfaden hindurch, und legte denselben in eine Spalte der Dielen des Fußbodens, da, wo diese nicht recht zusammen paßten. Um ihn dem Auge ganz zu verbergen, streute er Sand darauf. So hing nun das eine Ende des Fadens in das untere Zimmer hinab; das andere war an des Stuhles Bein angebunden. Man konnte also vom untern Zimmer aus den Stuhl, mittelst des Bindfadens vom Bette weg, fast bis an die gegenüberstehende Wand ziehen. Beim kaltblütigen Aufstehen des wandernden Stuhles würde der zu leicht

zählt er dem
nastatt Theil-
von diesem
herzlich be-
" Better,
se, nicht in

uerdings der
anderungen.
ist verschlos-
daß, außer
können. Er
in Substanz,
Tropfen und
Länge ver-
mit sich selbst
lich herzhast
nicht den
atließt glück-
digen Holze.
er wäre die
schlägt die
wird wach.
ren mit ihm
suchen, und
ußer daß der
gt war, nach
ert ist.
oft sich selbst
übrigen Theil
standhaft,
Spukzimmer
das Räthsel:
abdienern,
ndibaten vor
das Verdienst
Verächtlich-
überzeugen;
gende Pferde-

des Zimmers
einen Bind-
selben in eine
ens, da, wo
te. Um ihn
ente er Sand
Ende des Za-
ab; das an-
angebunden.
Zimmer aus
habens vom
übersehende
en Aufheben
der zu leicht

geträufelte Hasenfuß den ihm gespielten Be-
trug auf der Stelle entdeckt haben. Aber
der Kadendiener kannte wahrscheinlich seinen
Heiden.

Vertrauen in die Vorsehung.

Ein gewisser Lord wollte aus Irland nach
England überfahren. Als er ins Vaterboot
stieg, riß die Strickleiter, so daß er in das
Boor fiel und ein Bein zerbrach. „Es ist
gut, sagte er, denn es diener alles zu mei-
nem Besten.“ Seine Freunde fragten ihn,
wie sein Beinbruch und der Aufschub einer
so nöthigen und wichtigen Reise ihm zum
Besten reichen könnte? „Die Vorsehung,
antwortete er, weiß es am besten, ich bleibe
dabei, was mir zum Heil reichen soll.“ —
Er mußte also zurückbleiben, und das Paket-
boot segelte ab; aber bald erfuhr man die
traurige Nachricht, daß es auf der See durch
einen schrecklichen Sturm untergegangen sey,
und nur ein Mensch davon habe gerettet
werden können.

Wohl dem, der diesen Glauben hat: es
diener alles zu meinem Besten! denn
er hat den kräftigsten Trost, womit er sich
bei allen widrigen Zufällen aufrichten und
sein Herz beruhigen kann.

Weise Sparsamkeit.

Wer ein guter Haushälter seyn will, muß
auch geringe Sachen zu Rathe halten. Ja es
ist eine zuverlässige Bemerkung, daß wer in
Kleinigkeiten nicht zu sparen weiß, auch im
Großen kein so ganz guter Wirthschafter seyn
wird, als er seyn sollte oder könnte.

Als man in London zur Erbauung des
großen, besonders für Blinde bestimmten
Bedlam-Hospitals eine Kollekte veranstaltete,
kamen zwei von den Männern, welche zur
Einsammlung der Beitrags-Gelder angestellt
waren, an ein Kaufmannshaus, dessen Thüre
halb offen stand. Wie sie in dasselbe hinein-
treten wollten, hörten sie den Hausbesitzer
seiner Magd darüber Vorwürfe machen, daß
sie einen Schwefelfaden, der nur einmal an-
gezündet worden, unbedachtsamerweise weg-
geworfen und zertreten habe. Hier sahen die
Männer einander lächelnd an, und der Eine
flüsterete dem Andern zu: „Hier wird's wohl

nicht dich ausfallen, und was wir da einsam-
meln werden, wird uns die Sacke nicht stark
zerreißen.“ — Sie traten endlich ein, und
sagten nun dem Kaufmann die Ursache ihres
Besuchs. Er hörte sie aufmerksam an, ent-
fernte sich stillschweigend in ein Nebenzim-
mer, und brachte aus demselben 400 Stück
Guineen (ungefähr 9000 Franken) mit, zählte
ihnen solche vor, und steckte sie in ihren Wü-
stel. Die Sammler machten große Augen,
und konnten nicht umhin, ihr Erstaunen über
diese Freigebigkeit zu bezeigen; sie sagten es
dem Kaufmann unverholen, was sie vor der
Thüre gehört hatten. — „Meine Herren,
erwiderte er ihnen hierauf, ihr Erstaunen
ist durch etwas sehr Unbedeutendes veranlaßt
worden. Als ein Mann, der nach haushäl-
terischen Grundsätzen handelt, spare ich mein
Geld, um da, wo es zweckmäßig angelegt ist,
desto mehr geben zu können. Eben dadurch,
daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt,
kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthä-
tig seyn zu können.“

Wie mancher schämt sich der Sparsamkeit,
der bloß des Geizes sich zu schämen glaubt;
und wie mancher schämt sich der Wohlthä-
tigkeit, weil er sie fälschlich für Verschwen-
dung hält.

Die geschwinde Reise.

Ein italienischer Kaufmann, der auf die
Frankfurter Messe reisen wollte, hatte sich in
Stuttgardt um einen ganzen Tag verspätet.
Also mußte er die Ertrapost anspannen lassen.
Wie fange ich's an, sprach er zu sich selbst,
daß ich geschwind und doch mit geringen Ko-
sten aus dem Feld komme? — Postillion,
sagte er, als er in die Kalesche saß, fahre
langsam, denn ich sitze nicht nur auf einem
Kutschensissen, sondern auch auf einem Blut-
geschwür, und meine entsetzliche Kopfwunde
da auf der linken Seite wirst du hoffentlich
sehen. Eigentlich aber war sie nicht wohl zu
sehen. Denn fürs erste war der Kopf mit ei-
nem Tuche verbunden, das zwar blutig aus-
sah; aber fürs zweite hatte er unter dem
Verband nichts weniger als eine Wunde.
Wenn du recht langsam fährst, sagte er, so
soll's dich auf der Station gewiß nicht ge-
reuen. Der Postillion dachte: diesen Gefallen
kann ich den Pferden schon erzeigen, und,
was das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und

fuhr so langsam, daß die Pferde eins ums andere vor langer Weile zu gähnen anfiengen, und fast eingeschlafen wären, was doch sonst selten geschieht. Aber der Italiener schrie dennoch unaufhörlich fort: Zetter und Mordio! o mein Kopf! o mein Bein! fahr langsam! Der Postillion sagte: Wollt ihr denn auf der Straße über Nacht bleiben, so will ich euch abladen; ich kann doch nicht fahren als wenn ich Dung auf den Acker führte. Thu' ich nicht langsam genug? — Ich schieße dich todt, wenn du nicht gemacht fährst! brüllte der Passagier in einem fort. Auf der Station in Ludwigsburg, wo sie endlich mit Mühe und Noth angelangt waren, gab er dem Postillion zwei schäbige Zwölfer, einen Albus und ein paar verrufene Kreuzer, bis es einen halben Gulden ausmachte. Andere gaben sonst wenigstens 48 Kreuzer, auch einen Gulden, und noch darüber; wenn's recht pressirte und in der Tasche klingelte, auch einen Kronenthaler. Aber alle Vorstellungen des Postillions und alles Protestiren dagegen half nichts. Hab' ich euch nicht schlecht genug geführt? fragte er. Nein! du hast mich nicht langsam genug geführt. Geh' zum Henker! Der Postillion nahm das Geld, und dachte: lieber etwas als gar nichts; aber war' nur, du bist noch lange nicht zu Frankfurt. Als der Ludwigsburger einspannte, fragte er den Stuttgardter: ist der Weg gut? Schlecht, antwortete der Stuttgardter, und winkte ihm bei Seite. Da erzählte er ihm, was er für einen wunderlichen und geizigen Passagier führe, wie ihm noch keiner vorgekommen sey. Fahr' den Kezer drauf los, sagte er, daß die Räder davon fliegen. Er hat ein Blutgeschwür, drei Löcher im Kopf und eine gespaltene Kniescheibe, und, wer weiß, was sonst noch Alles mehr.

Als der Postknecht auffaß, sagte der Passagier: Fahr' langsam Schwager, es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an. Aber der Postillion dachte: dein Trinkgeld kenn' ich schon. Meine Pferde sind auf gesunde Herrn dressirt, sagte er; ich kann sie nicht halten, wenn sie im Laufen sind, und fuhr drauf los, als wenn die ganze türkische Armee hinter ihm drein käme. Der arme Passagier in der Kalesche bitter vor Gott und nach Gott, droht, lamentirt, und flucht daß sich der Himmel mit dicken Wolken überzieht; alles vergeblich. Auf der Station in Besigheim gibt er dem Postillion dreißig Kreuzer

wie dem erstern. — Was bringst du mir für einen presthaften Herrn? fragte der Besigheimer. Fahr' ihn vollends zu todt, den Knicker! sagte der Ludwigsburger, es ist ohnedem nicht mehr viel an ihm. — Und so rekommandirte ihn Einer dem Andern, und einer fuhr mit ihm geschwinder davon als der andere, so, daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam als nöthig war. Zu Frankfurt sprang er zur Verwunderung und zum Erstaunen des Postillions ferngründ aus der Kalesche, und gab ihm auch dreißig Kreuzer.

Es ist nicht immer gut in der Lotterie gewinnen.

Leicht gewonnen, leicht zerronnen, ist ein altes bewährtes Sprichwort. — Kein Geld schafft wohl weniger Nutzen als das in der Lotterie gewonnene. Ist es wenig, wie zum Beispiel ein Aemblein von 27 Franken oder so etwas, dann ist dies nur ein Antrieb mehr zu wagen, um noch mehr zu gewinnen. — Weil aber die Aemblein nicht so schnell aufeinander folgen wie die Ziehungen, so geschieht gemeinlich, daß die 27 Franken wieder unvermerkt dahin zurückfließen wo sie her kamen, und nehmen noch 27 Franken mit, oder gar ein Stück Kleidung oder Bettzeug, wenn es etwa an Franken fehlt. Ist aber der Gewinnst groß und nahhaft, von etlichen Hunderten oder Tausenden, dann verleitet er manchmal den Beglückten zu so tollen Streichen, daß es besser für ihn gewesen wäre, er hätte verspielt. Diese Beispiele sind zwar schon etwas seltener. Auch spreche ich hier nur im Allgemeinen, und weiß gar wohl, daß es Ausnahmen geben kann, und auch wirklich giebt. — Von diesem Allem ist aber jetzt hier die Rede nicht, sondern von einem Unglück ganz anderer Art, das einen armen Schlosserjungen in Rom voriges Jahr im Monat August betroffen hat, der eine Lerne gewann. Dieser, als er seine drei Nummern auf der Glückstafel fand, eilte (mit welchem Jubel, kann sich Jeder leicht denken,) in das Bureau, sein Geld zu holen. Aber der Kollekteur, ein kluger verständiger Mann, trug Bedenken, einem jungen Knaben so viel Geld einzuhändigen, und sagte ihm, er möchte entweder einen Verwandten, seinen Vogt,

du mir für
der Besig-
tobt, den
ger, es ist
— Und so
ndern, und
davon als
eine Stunde
nötzig war.
erwunderung
ions fernge-
ab ihm auch

in der

n.

men, ist ein
Kein Geld
das in der
ig, wie zum
Franken oder
Antrieb mehr
gewinnen. —
schnell auf-
gen, so ge-
Franken wie-
n wo sie her-
ankten mit,
er Bettzeug,
Ist aber der
von etlichen
n verleitet er
tollen Strei-
wesen wäre,
ele sind zwar
eche ich hier
ß gar wohl,
n, und auch
Allem ist aber
n von einem
einen armen
es Jahr im
er eine Tärne
drei Numern
(mit welchem
nken,) in das
ber der Kol-
Mann, trug
u so viel Geld
t, er möchte
seinen Bogr,

oder seinen Meister mitbringen, so wolle er ihm den Gewinnst ausbezahlen. Doch auf die dringende Bitte des Knaben, der ihm sagte, daß er keinen Vater mehr habe, daß seine Mutter bedürftig und krank sey, und er ihr gern eine unverhoffte Freude machen wolle, gibt er ihm endlich 40 Franken auf Abschlag der Summe.

Der gute Junge läuft voller Freuden zu seiner Mutter, und händigt ihr das Geld ein, eilt dann zu seinem Meister zurück, zeigt ihm den Zettel, und bittet ihn bringend mit ihm zum Kollektor hinzugehen, daß er seinen Gewinnst heben könne, um ihn ungesäumt der kranken Mutter zu bringen, die, wie er hoffe, dann bald gesund seyn würde. Dies war der Plan des edelmüthigen Jungen; aber der Meister hatte einen andern beschloffen. Er war von jeher ein geldgieriger Mann gewesen, und menschliche Gefühle waren schon längst in seiner Brust abgestorben; der Anblick des gewonnenen Looses verhärtete sein Herz noch mehr, und der Böse hatte nun keine große Mühe, ihm den verruchtesten Anschlag einzuschleusen. — „Ich will gleich mit dir gehen, sagte er mit teuflischer Freundlichkeit zu dem Jungen, hole mir nur noch einen Korb voll Kohlen aus dem Keller heraus.“ Der Junge nimmt einen Korb und steigt binab. Aber der Meister ergreift einen schweren Hammer und schleicht ihm nach: ein Streich von hinten auf den Kopf, und der Junge liegt entseelt zu seinen Füßen. Jetzt nimmt der Meister den Zettel, und verscharrt den Leichnam in einem Winkel des Kellers. Er eilt hierauf in das Bureau, den Gewinnst zu heben; aber der Kollektor will ihn nicht anders ausliefern als in Gegenwart des Jungen, des wirklichen Besitzers des Looses. Man fragt nach ihm, und nach der Ursache seiner Abwesenheit. Der Schloffer gibt verwirrte Antworten. Der Kollektor faßt ihn scharf ins Gesicht: das böse Gewissen war ihm auf die Stirne geschrieben. Er faßt Verdacht, und zeigt seinen Argwohn bei der Obrigkeit an. Man untersucht, und das im Dunkeln des Kellers verübte Verbrechen kommt bald an den Tag. Der Mörder wurde hierauf eingezogen, verhört, zum Geständniß gebracht, und erbotete den Lohn seines Verbrochens auf dem Schaffot. Der Lotterie-Gewinnst wurde zwar der armen Wittwe ausgeliefert; aber welcher armseelige Trost für den Verlust eines geliebten Sohnes!

Eine rührende Geschichte.

Räuber machten das Gebiet von Enoz unsicher. Der Alcayde, Eidy-Moulou, sandte einige Mannschaft gegen dieselben, welcher es gelang sie auseinander zu sprengen und ihre Befehlshaber gefangen zu nehmen. Diese wurden dem Alcayde vorgeführt, der seinen Richterstuhl bestieg, um das Urtheil über sie zu fällen. Er war von Soldaten umgeben, die unter dem Kommando eines Offiziers mit Namen Hamedy stunden, der in Erfüllung seiner Amtspflichten sich immer ausgezeichnet hatte.

Der erste Verbrecher, welcher vorgeführt wurde, war ein Greis von fünf und fünfzig Jahren, und der Vater eben dieses Hamedy. Der Alcayde wollte, aus Rücksicht für diesen Offizier, diesen Greis nicht mit dem Tode bestrafen, und befahl daher, daß man ihm am gewöhnlichen Richtplatze nur die Hand abhauen sollte.

Der Greis verließ hierauf den Gerichtssaal, und schon schickte sich einer der Soldaten an ihm zu folgen, als der junge Hamedy das Wort nahm, und sich es vom Alcayde als eine Gnade ausbat, das Urtheil selbst vollziehen zu dürfen.

Bedenket doch, sagte ihm Eidy-Moulou, daß dieser Greis euer Vater ist. — Ich weiß es, antwortete Hamedy; aber er hat sich eines Verbrechens schuldig gemacht, und ich sehe mich nicht mehr als seinen Sohn an. Ich werde keine so schöne Gelegenheit mehr finden, Ihnen meine Ergebenheit zu beweisen, und den Eifer an den Tag zu legen, den ich für den Dienst meines Fürsten hege, so wie der Haß, der mich gegen seine Feinde befeelt.

Diese Worte eines unmenschlichen Sohns erregten Verachtung und Schauer bei der ganzen Versammlung. Umsonst versuchte es der Alcayde, seinen Entschluß umzustimmen; endlich, von Abscheu durchdrungen, gestattete er ihm den gräßlichen Vorzug, den er sich so sehnlich erbeten hatte, faßte aber bei sich den Entschluß, dieses Ungeheuer von der Welt zu schaffen. Während Hamedy abwesend war, befahl er einem Soldaten sich bereit zu halten, diesem Offizier auf den ersten Wink den Kopf abzuschlagen.

Bald kam Hamedy mit der abgehauenen Hand zurück, die er ruhig einem Sklaven des Alcayde überreichte. Dieser, im ersten

Augenblick seines Unwillens, gibt dem Soldaten das verabredete Zeichen. Ein Schwertschreich zischt, und der Kopf Hamedy's rollt vor die Füße Eidy-Moulous; der Leichnam stürzt zusammen, und Jedermann entdeckt nun, daß — ihm eine Hand fehlt.

Dieses Opfer der Kindesliebe hatte nur darum das Urtheil zu vollziehen verlangt, um seinen Vater zu retten. Er hatte sich zu ihm begeben, und ihm gesagt: „Entfernet euch, der Alcayde will euch mir zu Liebe bequaden.“ Kaum war der Alte weggegangen, so haut sich der edelmüthige Sohn die Hand ab, wickelt die Wunde in den langen Ärmel seines Dollmanns, und kommt zurück mit ruhiger Geberde, von seinem Auftrage Rechenschaft abzulegen.

Eidy-Moulou war vor Schmerz und Reue durchdrungen, als der Greis selbst mit aufgehobenen Händen wieder hereintrat, und sich voll Verzweiflung über den Leichnam seines Sohnes stürzte. Diese rührende Szene erweichte selbst die Hentker des Alcaydens. Hamedy wurde mit Ehrenbezeugungen an einen besondern Ort begraben, neben welchem man eine Moschee (so nennt man die türkischen Bethäuser) aufbaute. Sein Vater überlebte ihn nicht lange mehr.

Hat man je einen schönern Zug kindlicher Liebe gelesen? Wie schnell mußte hier nicht der tiefste Abscheu sich in die höchste Bewunderung bei allen Anwesenden verwandeln, sobald sie die außerordentliche That Hamedy's beim Anblick seines verstümmelten Arms nur ahnden konnten! — Gewiß sind meine Leser tief gerührt worden; um sie wieder aufzuheitern, will ich Ihnen nun auch eine lustige Geschichte erzählen.

Der große Schwimmer.

Vor dem Kriege mit England gieng wöchentlich zweimal ein großes Postschiff von Calais nach Dover durch die Meerenge und wieder zurück: denn dort ist das Meer zwischen beiden Ländern nur wenige Meilen breit. Aber man mußte kommen ehe das Schiff abfuhr, wenn man mitfahren wollte. — Dies schien ein Franzos aus Gaskonien nicht zu wissen, denn er kam eine Viertelstunde zu spät, als man schon die Hühner einthat in Calais, und der Himmel überzog sich mit Wolken. „Soll ich jetzt ein paar Tage hier

sitzen bleiben und Maulaffen feil haben, bis wieder eine Gelegenheit kommt? Nein, dachte er, besser, ich gebe einem Schiffsmann ein Trinkgeld und fahre dem Postschiff nach; denn ein kleines Boot fährt geschwinder als das schwere Postschiff, und holt es bald ein.“ Als er aber in dem offenen Fahrzeuge saß, sagte der Schiffsmann: „Wenn ich daran gedacht hätte, so hätte ich ein Spanntuch mitgenommen;“ denn es fieng an zu tröpfeln; ja in kurzer Zeit strömte ein Regenguss aus der hohen Nacht herab, als wenn noch ein Meer von oben mit dem Meer von unten sich vermählen wollte. Aber der Gaskonier dachte: das giebt einen Spas. „Gottlob! sagte endlich der Schiffsmann, ich sehe das Postschiff.“ Als er nun an demselben angelegt hatte, und der Gaskonier war hinausgellerert und kam mitten in der Nacht und mitten im Meer auf einmal durch das Thürlein hinein zu der Reisegesellschaft, die im Schiffe saß, wunderte sich jeder wo er herkomme, so spät, so allein, und so naß. Denn in einem solchen Meer-schiffe sitzt man wie in einem Keller, und hört vor dem Gespräch der Gesellschaft, vor dem Geschrei der Schiffleute, vor dem Gestöse, vor dem Rauschen der Segel und Brausen der Wellen, nicht was draußen vorgeht, und keinem dachte das Herz daran, daß es regnete. „Ihr seht ja aus, sagte einer, als wenn ihr wäret gekielholt worden.“ — (Das heißt unter dem Schiffe durchgezogen, und ist eine Strafe bei den Seeleuten.) —

„So, meint ihr, sagte der Gaskonier, man könne trocken schwimmen? Wenn das noch einer erfindet, so will ichs auch lernen, denn ich bin der Bote von Oleron (eine Insel an der französischen Küste) und schwimme alle Montage mir Briefen und Bestellungen nach dem festen Lande, weiß geschwinder geht. Aber jetzt habe ich etwas in England zu verrichten. Wenns erlaubt ist, fuhr er fort, so will ich nun vollends mitfahren, weil ich euch glücklicherweise angetroffen habe. Es kann den Sternen nach nicht mehr weit seyn nach Dover.“ — „Landsmann, sagte ein Engländer zu ihm, wenn ihr von Calais bis hierher geschwommen seyd durch das Meer, so seyd ihr noch über den schwarzen Schwimmer in London.“ — „Ich gehe keinem aus dem Wege, sagte der Gaskonier.“ — „Wollt ihrs mit ihm versuchen, erwiederte der Engländer, wenn ich hundert Louisd'or auf euch setze?“ Der Gaskonier sagte: „Mir an!“ —

haben, bis
Mein, dachte
ffsmaun ein
schiff nach;
hwinder als
es bald ein."
erzeuge sah,
ch daran ge-
untuch mit-
zu tröpseln;
engung aus
nn noch ein
n unten sich
nier dachte:
! sagte end-
Postschiff."
t hatte, und
ert und kam
m Meer auf
zu der Reise-
wunderte
it, so allein,
ichen Meer-
Keller, und
tschaft, vor
or dem Ge-
l und Brau-
en vorgeht,
an, daß es
töge einer,
oben." —
urchgezogen,
eleuten.) —
konier, man
nn das noch
ernen denn
ne Insel an
schwimme alle
lungen nach
winder geht.
land zu ver-
er fort, so
n, weil ich
n habe. Es
mehr weit
mann, sagte
von Calais
ch das Meer,
en Schwim-
keinem aus
— „Wollt
rte der Eng-
or auf euch
Wir an!" —

Reiche Engländer haben im Gebrauch, auf Leute, die sich in einer körperlichen Kunst hervorthun, große Summen zu verwetten. (Wir haben voriges Jahr schon ein Beispiel davon angeführt unter dem Titel der Faunstam p f.) Deswegen nahm der Engländer im Schiff den Gasconier auf seine Kosten mit sich nach London, und hielt ihn gut im Essen und Trinken, daß er bei guten Kräften bliebe. „Milord, sagte er in London zu einem guten Freunde, ich habe einen Schwimmer mitgebracht vom Meer. Gilts 100 Guineen, er schwimmt besser als euer Mohr?" Der gute Freund sagte: „Es gilt!" Den andern Tag erschienen beide mit ihren Schwimmern auf einem bestimmten Plage an dem Themsefluß, und viel hundert neugierige Menschen hatten sich versammelt, und werteten noch extra, der eine auf den Mohr, der andere auf den Gasconier, ein, zwei, fünf, zwanzig Pfund Sterling, je nachdem der Beutel gespickt war; und der Mohr schlug den Gasconier nicht hoch an. Als sich aber beide schon ausgekleidet hatten, band sich der Gasconier mit einem ledernen Riemen noch ein Ristlein an den Leib, und sagte nicht warum, als wenn es so seyn müßte. Der Mohr sagte: „Wie kommt ihr mir vor? habt ihr so etwas dem großen Springer abgelernt, der Bleifugeln an die Füße binden müßte, wenn er einen Hasen fangen wollte, damit er den Hasen nicht übersprang?" — Der Gasconier öffnete das Ristlein, und sagte: „Ich habe nur eine Flasche Wein darin, ein paar Knackwürste und ein Laiblein Brod. Ich wollte euch eben fragen, wo ihr eure Lebensmittel habt? denn ich schwimme gerades Wegs den Themsefluß hinab in die Nordsee, und durch den Canal ins atlantische Meer nach Cadix, und wenn's nach mir geht, so kehren wir unterwegs nirgends ein; denn bis Montags, als den 16ten, muß ich wieder in Dleron seyn. Aber in Cadix im Rößlein will ich Morgen früh ein gutes Mittagessen bestellen, damit es fertig ist bis ihr nachkommt." — Der geneigte Leser hätte kaum gedacht, daß er sich auf diese Art aus dem Handel ziehen würde. Aber der Mohr verlor Hören und Sehen. „Mit diesem Entschick, sagte er zu seinem Herrn, kann ich nicht in die Wette schwimmen; thut was ihr wollt" und kleidete sich wieder an. Also war die Wette zu Ende, und der Gasconier bekam von seinem Engländer, der ihn mitgebracht hatte, eine ansehnliche Belohnung;

der Mohr aber wurde von Jedermann ausgelacht. Denn ob man gleich merken konnte, daß es von dem Franzosen nur Spiegelschere war, so fand doch jedermann Vergnügen an dem fecken Einfall und an dem unerwarteten Ausgang, und er wurde nachher von allen, die auf ihn gewettet hatten, noch vier Wochen lang in allen Wirthshäusern und Bierkneipen frei gehalten, und bekannte, daß er noch sein Lebtag in keinem Wasser gewesen sey.

Geistesgegenwart und Entschlossenheit.

Graf Tellwitz befand sich einst auf der Reise von Warschau nach Petersburg. Mitten auf derselben, in einer leichten Kalesche, und nur von einem einzigen Bedienten begleitet, überfiel ihn eines Tages, schon auf liefländischem Grund und Boden, noch zwei oder drei Meilen von der Stadt entfernt, wo er zu übernachten gesonnen war, ein gewaltiger Platzregen. Die Jahreszeit war kalt, der Abend schon nahe, er selbst bis auf die Haut durchnäßt. Durch das Regenwetter war die Dunkelheit verstärkt. Ein Wirthshaus, das gerade am Wege, wiewohl einzeln stand, kam unserm Reisenden sehr gelegen. Er lehrte hier ein, mit dem Vorsatz, des andern Tags sich desto zeitiger auf den Weg zu machen.

Die Leute im Hause schienen dienstfertig und gutherzig genug zu seyn. Man räumte sofort ein oberes Zimmer, das sauber und nett war; man versprach für ein gutes Abendessen zu sorgen; kurz, der Graf hatte allen möglichen Grund, mit seiner Einkehr zufrieden zu seyn. Von Jugend auf des Herumstreichens gewöhnt, pflegte er in Wirthshäusern nur wenig auf seinem eigenen Zimmer, und desto mehr in der allgemeinen Gaststube sich aufzuhalten; war da gegen Jedermann, er mochte einheimisch oder fremd seyn, gesprächig, zuvorkommend, spaßhaft sogar; gab Scherz aus, und nahm Scherz ein; erzählte, und ließ sich wieder erzählen; und verband mit dieser Geselligkeit einen einnehmenden Ton und eine männlich schöne Bildung.

Auch jetzt hieng er seiner gewöhnlichen Laune nach; brachte wohl ein Stündchen und drüber unten im Speisezimmer zu; unterhielt sich mit dem Wirth, der sonst Kriegsdienste gethan; unterhielt sich noch mehr mit

der Wirthin, einem jungen, fast bildschönen, aber jetzt hochschwangeren Weibchen; bot sich ihr zum Bräutigam für ihren Erstling an; erstandigte sich scherzend nach der Aufführung ihres Mannes, nach ihrer eigenen Zufriedenheit mit dem Ehestande; prophezeite ihr einen Sohn, oder wohl gar zwei auf einmal; mit einem Worte, erlaubte sich mancherlei Kurzweil, die junge Weiber von diesem Stande und um diese Zeit gern hören, wenn sie gleich thun, als ob sie vor Scham nichts über's Busentuch wegblicken könnten.

Während dieses Gesprächs lief in eben derselben Stube ein junges Dienstmädchen oft auf und ab. Wohl möglich, daß der Graf sie nicht einmal bemerkte; aber um desto genauer hatte sie ihn bemerkt. Der schöne, wohlgewachsene Mann, die Munterkeit seines Gesprächs, selbst die fremde Uniform die er trug, gefielen ihr von ganzem Herzen. Sie hätte gern tagelang ihm zugehört; sie hätte noch lieber sich selbst mit ihm unterhalten. Sie wußte überdies wirklich eine Sache, die ihn sehr nahe angien, wovon er sich nichts träumen ließ, die er bald erfahren mußte, oder es war nachher zu spät. Seine Unwissenheit, seine Sicherheit thaten ihr weh. Zwar sie selbst wagte, wenn sie hier hinein sich mischte, unendlich viel. Aber so oft sie ihn wieder ansah, dachte sie bei sich selbst: Er ist doch gar zu liebenswürdig! Sie konnte sich nicht erwehren, sie mußte ihn, als sie einst wieder bei ihm vorbeilief, am Kleide zupfen.

Tallwitz wußte es, sah sie an, merkte, daß sie ihm winkte, wußte freilich nicht warum, oder dachte sich, nach einer gewöhnlichen Eitelkeit seines Geschlechts, einen gewissen Grund, der wenigstens für jetzt noch Aufschub leiden könne. Indes, das Mädchen war jung, und wie es ihm schien, nicht übel gestaltet. Ansehen und Anhdren konnte er sie ja doch wohl. Als sie daher wieder hinausgegangen war, nahm er sich bald darauf ebenfalls den Vorwand frische Lust zu schöpfen. Sie wartete seiner bereits an der Küchenthüre, winkte ihm, in den Hof zu gehen, folgte ihm ängstlich und eilend, und sprach:

„Um Gottes Willen, gnädigster Herr, sehen Sie sich vor! Sie sind nicht unter so ehrlichen Leuten als Sie wohl denken. Man weiß daß Sie Geld bei sich führen. Man ist Willens, Ihnen dieses sowohl, als auch das Leben, in nächster Nacht zu rauben. Schon nach Helfershelfern wird geschickt. Seyn Sie

auf ihrer Hut! Aber, um Gottes Willen, verrathen Sie mich nicht! Merkt man, daß ich Sie warnte, so kostet es mir das Leben. Das weiß ich, und konnt's doch nicht über's Herz bringen, einen so braven Diener und so hübschen Herrn gleichsam in seinen Sünden erschlagen zu lassen.“

Tallwitz stuzte bei dieser Rede, wie man wohl denken kann, gewaltig. Ein Mann von gemeinem Kopfe hätte sogleich nach der Flucht sich umgesehen. Er, wiewohl er nur ein paar Sekunden Zeit zum Ueberdenken hatte, beariff doch leicht, daß jeder Versuch zum Entweichen, jetzt, in der Nacht, in einem stockfremden Lande, und unter solchen Umständen, gleich gefährlich, wo nicht gefährlicher noch als ruhiges Dableiben sey. Eine fast unglaubliche Gegenwart des Gutes leitete ihn daher auf ganz andere Gedanken. Er hielt das Mädchen, das sich wieder entfernen wollte, schnell beim Arme zurück. „Nur noch ein Wort, liebes Kind! sprach er, lebt der Wirth einig mit seiner Frau?“ — „Vollkommen.“ — „Hat er sie wirklich lieb, sehr lieb?“ — „Fast wie sein eigenes Leben.“ — „Gut, gut! nun geh! Rett' ich mich, so soll zum Dank auch dein Glück gemacht seyn. Sterb' ich, so stirbt deine Warnung mit mir. Verrathen werd' ich dich nie. Selbst meinem Bedienten laß nichts davon merken!“

Das Mädchen slog in die Küche; der Graf kehrte ins Gastzimmer zurück. Keine Miene verrieth ihn; seine Laune war ganz die vorige noch, oder schien es wenigstens zu seyn. Selbst seine Abendmahlzeit ließ er sich unten auftragen, und aß nur mit dem Bediente, daß seine lieben Wirthsleute an den Speisen sowohl als an seinem Flaschenkeller Antheil nähmen. In Freundlichkeit verhielt er, was nun schon leiser Argwohn geworden war. Nach dem Essen befahl er dem Bedienten, seine Chatulle, die noch angeschraubt im Wagen stand, herzu bringen. — „Herr Wirth, sprach er, viel ist nicht mehr darinnen, doch ein paar hundert Rubel, die mich bis Petersburg bringen sollen, könnte sie wohl noch enthalten. Diese hält' ich gern gut verwahrt, und wo könnte das besser geschehen als in ihren Händen? In acht Wochen, wenn ich wieder zurückkomme, wird sie hoffentlich in Golde schwerer seyn als jetzt in Silber. Dann lehr' ich sicher wieder hier ein, und wenn sich indes, wie ich hoffe, mein Patzchen eingefund'en hat, so bring' ich auch ihm ein Patzengeschenk von wenigstens

fünfzig Rubel mit." Man nahm diese Zusage mit tausend Dank an, und versprach, die Chatulle die Nacht hindurch unterm Kopftisch zu verwahren.

Gleich darauf verlangte der Graf Licht, um auf sein Zimmer und zur Ruhe zu gehen. Der Wirth wollte ihm leuchten. — „Wissen Sie wohl, Frau Wirthin, hob Tellwitz lachend an, daß dieses Leuchten ein Geschäft wäre, welches ich viel lieber Ihnen gönnte? Scherz bei Seite, schönes Weibchen, ich habe den Aberglauben, daß ich allemal noch eins so gut schlafe, wenn mir eine hübsche Frau, statt einer Mannsperson, die Nuhstätte anweist." Die Frau schien sich über diesen Vorschlag zu wundern, und keine rechte Lust zu dieser Mühwaltung zu haben. Aber immerfort scherzend drang der Graf das eine Licht ihr auf, nahm sie unterm Arm, und mit stetem Scherzen, daß sie doch ihrem künftigen Gevatter eine solche Kleinigkeit nicht abschlagen werde; daß Bewegung nach Tische, zumal in jetzigen Umständen, ihr gesund sey; daß sie ja auch ihren ehelichen Ehrenwächter mit heraufnehmen könne; und mit dergleichen Vossen mehr beugte er sie endlich zum Mitgehen; oder vielmehr, Wirth und Wirthin leuchteten ihm zugleich.

Jetzt traten sie ins Zimmer. Hier hatte Tellwitz selbst, so wie er vom Wagen abgestiegen war, einen doppelläufigen Karabiner, den er immer, mit Kugeln scharf geladen, auf Reisen bei sich zu führen pflegte, an einen Nagel aufgehängt. Er hütete sich wohl, auch nur einen Blick vor der Zeit darauf zu werfen. Doch, indem nun die Frau ihr Licht auf einen Tisch im Fenster setzte, indem sie eben eine gute Nacht ihm wünschen wollte, griff er rasch nach jenem Gewehr, trat noch rascher zwischen Wirth und Wirthin, und rief mit einer Stimme, die von Scherz und Lachen plötzlich in rauhesten befehlenden Ton überging: „Rein, gute junge Frau, so hurtig scheiden wir nicht von einander! Auf diesem Stuhle, vor diesem Tische hier werden Sie sich niedersetzen, und diese Nacht in meiner Gesellschaft durchwachen. Ihre Keuschheit, das schwör' ich Ihnen, soll diese Zeit über zwar keine Gefahr bei mir laufen. Aber beim mindesten Lärm vor meiner Zimmertüre, bei der kleinsten Widersetzlichkeit von ihrer oder einer andern Seite, beim geringsten Angriff auf mich selbst, werden die drei Kugeln, womit jeder dieser beiden Läufe geladen ist, ihr

und ihrem zukünftigen Söhnlein zugleich das Lebenslicht ausblauen! Das schwör' ich bei meiner Seelen Seligkeit!" (Siehe die nachstehende Abbildung.)

Wohl eher des Himmels Einfall, als einer solchen Wendung, eines solchen Vorschlags, hatten Mann und Frau sich versehen. Wohl eine Minute lang schwiegen beide; dann thaten beide was sie konnten. Die Frau bat schließlich, sie doch gehen zu lassen, drohte in Dornmacht zu sinken, ums Knud auf der Stelle zu kommen, zu sterben sogar: alles vergebens. Der Mann begriff anfangs gar nicht, was das heißen solle; nahm dann auch zu Bitten und zur Betheurung, daß der gnädige Herr hier in seinem Hause so sicher als in Abrahams Schoos sey, seine Zusucht; und drohte zuletzt, als gar nichts versieg, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und seine Leute zu Hilfe zu rufen. Der Graf blieb sich gleich. „Ich glaube allerdings, sprach er, daß der Herr Leute und Hilfe genug in der Nähe haben mag; aber gewiß so nahe nicht, um seine Frau vor dem Tode zu sichern. Sobald sich nur ein Hund an mich wagt, nur eine Hand sich hebt, ist ihr der Kopf zerhackt. Auch habe ich, ausser dem zweiten Lauf meiner Büchse, noch ein paar Taschenpuffer hier, die ihre Dienste treulich thun sollen. Ich kann übermannt werden, das gesteh' ich gern; doch drei oder vier Menschen werden mich hoffentlich dann begleiten; und dieses reizende Weibchen soll dann den Vorreihen vor allen haben. Dies ist so meine Art in manchen Wirthshäusern. Gefällt sie dem Herrn nicht, so sorg' er dafür, daß Morgen sein zeitig meine Pferde gesüttert, gestriegelt und angezwirrt sind. Jetzt aber pack' er sich ohne weitere Umstände. Dieses Zimmer ist für heute Nacht mein Zimmer."

Gegen wahre Entschlossenheit verlieren Schwächlicher gewöhnlich ihren Muth. So gieng es auch hier. Die Frau setzte sich, und der Mann gieng. In der sonderbarsten Lage von der Welt brachten unsere Beide die Nacht wachend hin. Tellwitz am Tische, der Wirthin gerade gegenüber, vertrieb sich die Zeit mit Lesen und Schreiben, so gut er konnte. Immer hatte er dabei sein Gewehr im Arm zum Anschlag bereit. Beim kleinsten Geräusch im Hause machte er sich schussfertig. Aber auch eben so schnell zitterte das arme Weib dann sichtsicher, wie ein Verbrecher am Hochgerichte, und bat siebentlich, sich nur nicht



zu in
Wit
Fug
N
dien
es
stü
Wit
w
Kap
tran
er
se
leis
no
sie
dan
An
nac
gef
sch
her
dac
ste
ibr
der
wit
fab
in
„
ble
Tr
f
Du
län
wa
uni
ger
nic
beu
W
nic
Ab
for
st
W
zu
W
da
wi
da
ey
die

zu überellen, weil ihm gewiß nichts geschähe. Wirklich nahte sich auch die ganze Nacht kein Fußtritt weiter dem Zimmer des Grafen.

Mit Tagesanbruch kam des Grafen Bedienter, rief schon auf halber Treppe, daß er es sey; überbrachte die Chatulle, das Frühstück und eine sehr billige Rechnung. Der Wirth selbst ließ sich nicht mehr sehen. Tellwitz bot der Wirthin auch jetzt die erste Tasse Kaffee dar, und nachdem sie dieselbe genossen, trank er den Ueberrest ganz gemächlich. Als er hörte, daß schon alles zur Abfahrt bereit sey, dankte er ihr lächelnd für so treulich geleistete Gesellschaft; bat, ihm solche nun auch noch bis zum Wagen zu gönnen, und führte sie so verbindlich, als ob es die erste Hofdame sey, am Arme die Treppe herunter. An der Hausthüre blieb er stehen, und fragte nach dem Dienstmädchen, das er gestern hier gesehen habe, und das er deutlich genug beschrieben habe, und das er deutlich genug beschrieben habe. Sie kam zitternd aus einem Winkel hervor. Schon war des Wirths ganzer Verdacht auf sie gefallen; schon hatte er ihr, wie sie späterhin erzählte, mit schrecklichen Fluchen ihren Lohn auszusprechen versprochen, sobald der Fremde nur weg seyn würde. Als Tellwitz sie jetzt beim Tageslichte und genauer besah, fand er eine recht feine, schlanke Dirne in ihr. Er warf ihr eine volle Börse zu. „Nimm das, sprach er, und willst du hier bleiben, so kaufe dir einen Mann damit. Traust du aber dem Hausfrieden nicht, so sorge dich mit auf. Ich verantworte dein Durchgehen, und schwebere dir, dich lebenslänglich zu versorgen.“ Mit einem Sprunge war das Mädchen im Wagen, wie sie gieng und stand, zum Mitfahren bereit, und ließ gerne alle ihre Habseligkeiten, deren freilich nicht viel seyn mochten, dahinten. Der Graf beurlaubte sich nochmals von seiner schönen Wirthin; ersuchte sie, ja die Gewatterschaft nicht zu vergessen; bat um einen Kuß zum Abschiede, und die Reise gieng dann weiter fort dem nächsten Städtchen zu.

Von seinem Bedienten, der in der Gaststube geschlafen, erfuhr er nachher, daß um Mitternacht drei baumstarke Männer leise zur Hausthüre hineingekommen, mit dem Wirth in eine besondere Kammer gegangen, dann aber nach ziemlich langem Gespräche wieder fortgeschlichen wären. Das Mädchen, das schon fast ein Jahr im Hause sich befand, erzählte, daß während dieser Zeit zwei Fremde, die allda eingekerkert, am Morgen verchwun-

den gewesen wären, sie wisse nicht wohin. — In nächster Stadt zerate der Graf den ganzen Verlauf der Obrigkeit an. Es wurden sofort Soldaten hinausgeschickt; sie fanden aber weder Wirth noch Wirthin. In eben dieser Stadt kaufte Tellwitz seiner Kitterin anständigere Kleider. Sie blieb seine Begleiterin bis Petersburg, wo er sie nachher anständig und mit einer reichlichen Aussteuer verheirathete.

Listiger Betrug.

Den 5ten April 1813 wurde zu Ballan, im Departement von Indre und Loire, eine ganz sonderbare Prellerei ausgeführt, die bekannt gemacht zu werden verdient, um leichtgläubige Leute auf dem Lande zu warnen, gegen listige Betrüger auf ihrer Hut zu seyn, die unter allerlei Gestalten, und durch neuerfommene Ränke, beklüfft sind, Unerfahrene anzuführen und zu betrügen.

Drei Reisende zu Pferde, ziemlich gut gekleidet, steigen bei einem Wirth, Namens Guiot, ab, und lassen sich ein gutes Mittagessen auftragen, das sie auch sogleich freigebig bezahlen. Sie lassen sich mit dem Wirth und seiner Frau in ein Gespräch ein. Während man so vertraulich von diesem und jenem spricht, sagt der eine, daß er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einige Monate auf dem Lande zuzubringen wünsche; daß ihm die Lage Ballans gefalle. Er macht daher dem Wirth Guiot den Vorschlag, bei ihm zu wohnen, und bietet ihm für Wohnung, Tisch und den Unterhalt seines Pferdes ein monatliches Kostgeld von zehn Louisdor an. Der Vorschlag wird angenommen, und der Reisende soll in Zeit von acht Tagen wieder kommen, seine Wohnung einzunehmen. Bald aber scheint er Mistrauen zu haben, ob der Wirth den Akford halten wird, und will ihm auch seinerseits ein Unterpand zur Sicherung seines gegebenen Wortes lassen. Er schlägt also einen Reukauf vor; zählt 1400 Franken auf den Tisch, und sagt dem Wirth, er soll eben soviel dazu zählen. „Das Geld, setzte er hinzu, bleibt bei euch, Guiot, hinterlegt, und ist euer, wenn ich in den ersten acht Tagen nicht wieder zurückkomme.“ Guiot wendet ein, daß er keine so große Summe in Händen habe; jedoch, von der Aussicht des guten Gewinns geblendet, begiebt er sich zu einem bekannten Notarius, erzählt ihm den Vorgang,

und dieser leiht ihm das nöthige Geld. Guiot eilt damit nach Hause, und zählt die 1400 Franken hin. Jetzt zieht der Spitzbube seine Schlafhaube aus der Tasche, die mit einem Bande zusammengebunden war; er macht den Vorschlag, beide Summen hineinzuthun; was er auch, in Gegenwart Guiots, seiner Frau, seiner zwei Reisegefährten, und noch anderer Zeugen, wirklich that. Guiot selbst hält die Haube in der Hand, während sie der andere mit dem Bande zubindet; die Wirthin öffnet ihren Schrank, und der Fremde legt die gefüllte Haube hinein; der Schrank wird sofort wieder zugeschlossen, und der Schlüssel dem Fremden eingehändigt, der bald nachher aufsteht, und mit seinen Gefährten mit dem Versprechen abreist, in Zeit von acht Tagen wieder zurückzukehren.

Der Notarius, den ^{er} diesen seltsamen Begebenheit aufgefallen war, begab sich zum Wirth, und macht ihm darüber einige Bemerkungen, die ihn beunruhigen. Nachbarn kommen dazu, und Guiot wird bewogen, das in seinem Schranke aufbewahrte Geld zu untersuchen. Das Schloß wird gesprengt; Guiot ergreift die Haube, öffnet sie; aber statt der 2800 Franken, was findet er darin? — Steine. Man verfolgte auf der Stelle diese Beuteleschneider, konnte aber nicht auf ihre Spur kommen.

So hat sich der leichtgläubige Guiot in einem Augenblick die Früchte zwanzigjähriger Thätigkeit wegspielen lassen. Wie wäre es erst, wenn der Betrüger frech genug wäre zurückzukommen, und ihm die 1400 Franken wieder abzufordern, die er in Gegenwart mehrerer Zeugen bei ihm hinterlegt hat?

Schlechter Gewinn.

Ein junger Kerl that vor einem Juden groß, was er für einen sichern Hieb in der Hand führe, und wie er eine Stecknadel der Länge nach spalten könne mit einem Zug. „Ja gewiß, Mäuschen Abraham, sagte er, ich haue dir in freier Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut. Die Wette galt, denn der Jude hielt so etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgesetzt auf den Tisch. Der junge Kerl zog sein Messer und hieb, und verlor's: denn er hieb dem armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weiße vom

Nagel und das vordere Gelenk mit einem Zuge rettete von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrei, nahm das Geld, und sagte: „Du weih, ich hab's gewonnen!“

An diesen Juden sollte jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe werth ist. Wie mancher Prozeßträger hat auch schon so sagen können! Ein General meldete einst seinem Monarchen den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich allein heim.“ Das heißt mit andern Worten auch: „Du weih, ich hab's gewonnen!“

Brief eines Schneidersgesellen an sein Mädchen.

(Folgender Brief wurde unlängst auf dem grünen Berg im Tanzsaale gefunden.)

Liebe Nannette!

Es ist doch meiner Seele nicht hübsch von dir, daß du jetzt anfängst meine Liebe so kalt und gleichgültig zu behandeln. Bloß dir zu Gefallen habe ich schon so manch schön's paar Schuhe abgelassen, und auf den Tanzboden mir das hübschen Fleisch, das ich noch hatte, vom Leibe gehopst. Und dem allem ungeachtet scheint's doch, als gälte ich so viel bei dir wie ein abgetragenes Kleid nach der ältesten Mode. Jeder, der uns nur einmal gesehen hat, muß gestehen, daß wir für einander zuge schnitten sind, und doch bin ich in deiner Gunst nicht um ein Quart weiter gerückt. Glaubst du denn, daß ich mich ewig von dir am Faden herumziehen und wie einen Fliedlappen soll behandeln lassen? Nein! weißt du was ich thun will? Ich werde unsre ganze Verbindung auf'rennen; meine Liebe, so feurig und zärtlich sie auch war, auf einmal zerreißen, meine Inflation hinter die Hölle werfen, und dich mit dem nämlichen Waasse messen, womit du mich gern messen möchtest. Der windige Ladiendienter, der sich bei dir eingekappt hat, läßt dich gewiß noch einmal im Stich. Denk an mich! Du wirst noch wohl wissen, wie vielmal ich dich wegen dieser Bekanntschaft in die Scheere genommen habe. Allein gib Acht, du wirst dich gewiß einmal an deinen treuen Knopfloch erinnern, wenn die süßen Windbeutel entflohen sind, und Nannette so verächtlich dahinst wie eine

inem Zuge
der Jude
Held, und
onnen!
en, wenn
Gewinn zu
e mancher
en können!
Monarchen!
Wenn
ich allein
ten auch:

esellen

dem grünen

übsch von
ebe so kalt
os dir zu
ön's paar
Tanzboden
och hatte,
ungeach,
iel bei dir
er ältesten
al gesehen
ander zu
h in deiner
er gerückt,
ig von dir
nen Glück,
ein! weißt
unre ganze
Liebe, so
auf einmal
die Höhle
n Maafse
n möchtest.
ei dir ein-
och einmal
weist noch
wegen die
genommen
dich gewiß
h erinnern,
oben sind,
t wie eine

zerbrochene Nähnel. Doch es scheint,
dem Herz ist so starr wie Steifleinwand.
Bedenk' aber ja, daß man ein Lärchen, das
einmal abgeschossen ist, nicht wenden,
und die Rinzeln nicht ausbiegeln kann.
Jetzt ist's noch Zeit, den zerrissenen Knoten
unserer Liebe wieder anzuknüpfen. Sind
aber die Rätze meiner Geduld einmal zer-
v'ast, dann schwöre ich dir heilig, daß ich
sie nimmermehr wieder zusammenflicken
werde. Ich bin

Dein ehemaliger Liebhaber
Knopfloch.

Drolligster Einfall eines Mädchens.

Als, vor einiger Zeit ein Prediger zu New-
kastle, in England, eine große Anzahl Kinder
katechisirte, so beschrieb er ihnen unter anderm
auch die Hölle, als einen ungeheuern Schlund
voll ewiger Blut und schrecklichen Feuers sehr
malerisch. Die Tochter eines Mannes, der
viel Kohlengruben betrieß, stand entfernt, horchte
mit sichtbarem Antheil, und drängte sich eifrig
hinzu, um dem Prediger näher zu kommen.
Dieser bemerkte es, und wollte ihre Verbe-
gerde, wofür er es hielt, gerne befriedigen. —
„Tritt näher, meine Tochter, rie' er, wünsch-
test du etwas genauer zu wissen?“ — „O
liebest Herr Pastor, erwiederte das Kind,
könnten Sie nicht machen, daß mein Papa
die Kohlenlieferung für die Hölle bekäme?“

Des Hinkenden Botens Reise um die Welt.

Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und that das Reisen wählen.

Zuerst giengs an den Nordpol hin,
Da war es kalt bei Ehre!
Da dacht' ich denn in meinem Sinn,
Daß es hier besser wäre.

In Grönland freuten sie sich her,
Mich ihres Orts zu sehen,
Und setzten mir den Thrankeug her;
Ich ließ ihn aber stehen.

Die Eskimaur sind wild und groß,
Zu allem Guten träge;
Da schalt ich Einen einen Kloß,
Und kriegte viele Schläge.

Nun war ich in Amerika;
Da sagt' ich zu mir: Lieber!
Nordwestpassage ist doch da,
Mach' dich einmal darüber!

Flugs ich an Bord und aus ins Meer,
Den Tubas fest gebunden,
Und suchte sie die Kreuz und Quer,
Und hab' sie nicht gefunden.

Von hier gieng ich nach Mexiko,
(Ist weiter als nach Bremen,)
Da, dacht' ich, liegt das Gold wie Stroh;
Sollst einen Sack voll nehmen.

Allein! allein! allein! allein!
Wie kann ein Mensch sich trügen!
Ich fand da nichts als Sand und Stein,
Und ließ den Sack da liegen.

Drauf kauf' ich etwas kalte Kost,
Salamiwurst und Kuchen,
Und setzte mich auf Extrapost,
Land Asia zu besuchen.

Der Mogul ist ein großer Mann,
Und gnädig über Nasen,
Und k'ug: Er war jetzt eben dran,
Sich Zäh'n ausziehen zu lassen.

Hm! dacht' ich, der hat Zähne rein
Bei aller Größ' und Gaben!
Was hilfts denn auch noch Mogul seyn?
Die kann man so wohl haben.

Ich gab dem Wirth mein Ehrenwort,
Ihn nächstens zu bezahlen;
Und damit reist' ich weiter fort
Nach China und Bengalen;

Nach Java und nach Otahait,
Und Afrika nicht minder;
Und sah bei der Gelegenheit
Viel Städt' und Menschenkinder.

Und fand es überall wie hier:
Fand immer einen Sparren;
Die Menschen grade so wie wir,
Und eben solche Narren.